

(Nachdruck verboten.)

31]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

Das Karriol rasselte in schneller Fahrt dahin, während der Doktor die Bügel hin und wieder wütend anhielt, um gleich darauf abermals auf das Tier loszupfeitschen. Nach einer Weile ging die Fahrt gleichmäßiger, aber sehr schnell in scharfem Trab. Da glimmte plötzlich im Dunkel zwischen den Habelspänen ein phosphorartiger Streif von ein paar im Vorüberfahren abgestrichenen Schwefelhölzern. Der Doktor rauchte ein paar Züge auf der angezündeten Cigarre.

„So?“

Er wandte sich hastig um und starrte nach der Richtung zurück, in der er die Streichhölzer fortgeschleudert hatte.

„Unsinn! Das ist die Sache des Windes und der Habelspäne . . .“

Der Braune zog mit dem Eifer an, den er stets entwickelte, wenn es heimwärts ging.

„Ich sehe eigentlich nicht ein, wem es etwas schaden sollte, wenn das Unglück es will,“ murmelte er, oben auf dem Hügel angelangt. „Der Versicherungsgesellschaft, der Bank, solchen abstrakten Persönlichkeiten ohne Fleisch und Blut, die keinen Baarvig haben und keine Bente, um die Hände zu ringen und aus Scham und Kummer in die Grube zu fahren, keine kleine Maffi, die es sich nicht merken lassen darf, daß ihr Bruder ein Zuchthäusler ist . . .“

„Unsinn, Phantasien und Hirngespinnste! Bin ich wirklich von Sinnen?“

Die Cigarre, die ganz zerkaut war, spie er oben beim Gartenzaun aus. Er rief den Knecht, der ihm das Pferd abnahm, ließ sich eine Laterne und Licht geben. Er mußte in den kleinen Desinfektionsraum und sich reinigen. Er stand in der farblos geschwängerten Luft und wusch sich.

„Sollte etwas passieren?“ stieg eine plötzliche Angst in ihm auf. „Ja, sollte etwas passieren, so ist Kjel in der Stadt. Ich glaube wirklich, bei mir ist heute abend eine Schraube los, ich bin wie im Fieber. Stehe hier und grübele, als wäre ich der Aergste. Zwei elende, fortgeschleuderte Streichhölzer — Unsinn!“

„Diese Begegnung mit Kjel hat mich doch wohl sehr mitgenommen.“

Der Doktor erwachte aus einem schweren, unruhigen Schlaf oder Traum, aufgeschreckt durch einen Schein, einen hellen Schimmer vom Fenster her. Ein plötzliches Entsetzen durchzuckte ihn. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Er hob den Kopf nicht vom Kissen in die Höhe, blieb liegen und starrte das Rouleau an.

„Natürlich der Mond — Fortsetzung der Phantasien — sind mir förmlich ins Blut gegangen . . .“

„Der Mond, der . . .“

Er lag da und starrte.

Es dunkelte, so daß man die Gardine nicht mehr sehen konnte, ward dann wieder hell, unregelmäßig.

„Wahnsinnige Hirngespinnste — natürlich der Mond, der aufgegangen ist . . .“

Er empfand ein unwiderstehliches Bedürfnis, aufzustehen und vom Saal aus zu gucken, fühlte aber, daß er nicht den Mut dazu hatte.

Er saß aufrecht im Bett. Mit Bente reden — nein! Er mußte doch etwas hören — irgend ein Rufen oder Lärmen, falls wirklich etwas vorlag.

Er begann leise, unschlüssig Strümpfe und Unterkleider anzuziehen. Das war gleichsam eine Frist, ein Ausweg für den Moment —

„Was hast Du mir, Baarvig?“ fragte Bente.

Der Doktor hatte plötzlich seine ganze Energie wieder; er sprang auf und stürzte in den Saal.

„Großer Gott, es wird so merkwürdig hell; es schimmert so rötlich an der Wand!“ rief Bente. Im selben Augenblick war sie aus dem Bett und zündete ein Licht an.

Der Doktor stand eine Weile am Fenster, ehe er antwortete.

„Es scheint wirklich, als wenn da unten Feuer ist,“ stieß er heiser, mit Anstrengung heraus. „Vielleicht nur ein Schornsteinbrand! Du siehst ja, es leuchtet gar nicht so sehr, jetzt ist es beinahe dunkel —“

Der Feuerschein da unten stieg mit einem plötzlichen, heftigen, rötlichen Ausbruch in einer dicken, wirbelnden, flammenvermischten Rauchsäule auf, so daß man den Fluß klar zwischen den Eisschollen hervorschimmern sah und die umliegenden Gehöfte deutlich erkennen konnte. Der Mund des Doktors öffnete sich zu einem Schrei, schloß sich aber wieder. Mühsam rang er nach Atem.

„Wir müssen uns ankleiden, Bente — müssen sehen, daß wir hinunter kommen — die Pferde und den Knecht hinschicken . . .“

„Großer Gott, Baarvig, sieh nur!“ schrie Bente.

Der Doktor stand stumm da. Bisher hatte er in einer unbestimmten Angst getastet.

Jetzt wurde es gelblich hell über dem kahlen Felde mit dem schmelzenden Schnee. Aus den umliegenden Häusern und Höfen kamen Leute gestürzt, von allen Seiten strömten Menschen und Pferde zusammen.

Plötzlich schien es, als wenn das Feuer erlöschte; die wirbelnde Rauchwolke wurde pechschwarz, und die Landschaft lag finster da, nur der Mond . . .

„Sie werden des Feuers Herr!“ schrie er plötzlich in wilder Hoffnung. „Die Spritze vom Sägewerk ist gekommen und arbeitet . . . Sie bewältigen es — Leute sind genug da —“

Auf einmal aber schlug die Flamme hoch auf, höher und höher; gleich einem roten Kamm leckte sie in der Finsternis zum Himmel auf, umgeben von einem Regen von Funken aus Sägemehl und Habelspänen.

Der Doktor atmete kurz und hastig, als sei ihm die Luft im Munde zu heiß; dann wandte er sich mit einer verzweifeltsten Armbewegung um und wehrte gleichsam den Anblick ab: die Bretterstapel, kein Zweifel mehr, das Feuer hatte sie ergriffen. Drinnen im Schlafzimmer ging Bente verzweifelt umher, stöhnte und klagte.

„Mein Gott, mein Gott! Von Sünden zu Missethaten!“

„Ein Glück für Kjel,“ sagte der Doktor ruhig, „daß er in dieser Nacht nicht zu Hause ist! Er reiste mit dem Abendzug zur Stadt.“

„Ist das wahr, Baarvig — Baarvig?“ Sie klammerte sich krampfhaft an ihn. „Und ich, die ich ihn beargwöhnen konnte.“

„Bente, halt inne, halt inne, hörst Du? Willst Du mit oder nicht?“

Dort unten auf dem Sägewerk fuhr der Doktor nun mit abgeworfenem Rock zwischen den Bretterstapeln umher und leitete die Löscharbeiten, während die Spritzen ihre Strahlen entzündeten. Vergebens spülten und fausten die Wassermassen in ein übermächtiges Meer von Blut und Flammen. Seine schweißtriefende Gestalt tauchte zwischen Rauch und Funken inmitten der Holz- und Bretterstapel auf, nach Rettung spähend.

Er stand noch da, als das Holz bereits anjing zu prasseln, zu knattern und zu fallen, bis das Feuer ihn vertrieb.

Und als der Versuch an einem Punkte aufgegeben war, suchte er hartnäckig die Löscharparate in die schmalen Gänge zwischen die Stapel zu dirigieren, bis die Leute in der ersiekenden Hitze den Gehorsam weigerten und riefen, daß es sich hier doch nicht um Menschenleben handle.

Bei Tagesanbruch, während der Rauch dick und grau über dem Flußbett lagerte, sah man den Doktor noch in zerrissenem und versengtem Zeug mit der gänzlich hoffnungslosen Arbeit beschäftigt, eine letzte kleine Abteilung des Holzlagers zu retten.

12.

Es war, wie Kjel selber sich ausdrückte, ein lieblicher Frühling und ein kühler, angenehmer Sommer gewesen. Er hatte im Staubrod unter der Markise auf der Veranda gegessen und war stark geworden. Der Kredit blühte, er war wieder der unbestrittene Alleinherrscher in der Bank, war stets mit barem Geld bei der Hand und alle diese Tuschereien und Gerüchte waren nach der ungeheuren Realisation infolge der Feuersbrunst im Frühling wieder in ihre Mäuselöcher ge-

trocken; einschließlich des Holzlagers belief sich die Versicherungssumme auf achtzigtausend Kronen.

Er hatte nun fast sechs Monate lang frei aufatmen können, hatte weder Reisen zu machen, noch Papiere zu ordnen gehabt, hatte sich sozusagen reden und strecken können, was ihm sehr not that. Nur ein wenig Aufsicht unten beim Sägewerk, das wieder aufgebaut wurde.

Das Jahr hatte es in mehr als einer Beziehung gut mit ihm gemeint. Schien es nicht, als ob Thella verhältnismäßig vernünftiger geworden, als wenn sie mehr zur Ruhe gekommen sei! Und zwar nicht allein in Bezug auf diese unehändige Manie, Aufklärung und Rechenhaft von ihm zu fordern — auch in ihrer Begeisterung für Doktor Stenwig war sie gemäßigter geworden, so daß er ihn doch wenigstens nur noch einmal wöchentlich in seinem Hause zu sehen brauchte.

Im nächsten Monat sollte die Schererei und Sorge für Namensunterschriften, für Abzahlungen und Zinsen und Erneuerungen wieder beginnen. Er war ja genügend gerüstet: ein wenig Mühe mit einem Wechsel hier und ein wenig Ueberredung oder Einschüchterung oder Inponieren da, den Regenmantel und die Reijestiefel wieder angezogen. Aber dann war das meiste ja auch so weise geordnet, daß er nur noch für den Herbsttermin zu sorgen hatte.

Dort unten beim Sägewerk, wo gebaut und gesägt und gehämmert und gezimmert wurde, sah man Endre seinen regelmäßigen Morgen Spaziergang machen, bis seine Cigarre geraucht war und er sich drinnen bei Kjel eine Erfrischung und eine neue Havana holen konnte.

„Nicht wahr, Schulteiß,“ docierte er, wenn er auf dem Heimwege des Hauslehrers habhaft wurde, „Frau Thella denkt viereckig. Aber nun ist die Erde zufällig rund, hat sowohl Linien, die im Zickzack laufen, als auch solche, die sich wie Schlangen krümmen, und dann bleibt der Gedankengang dementsprechend liegen. Sie ist ein Ruffnader, der auf und nieder geht und knackt: Entweder — oder; aber die Müsse der Welt passen nicht da hinein! Ganz unempfindlich für dämonischen Humor, überhaupt nicht humoristisch angelegt, ohne Gehör für alles andre als für gedörrten Fisch! Wenn die Zeitungen, wie es diesen Sommer faktisch geschehen ist, sich weigern, meine Artikel zu nehmen — ein einstimmiges Komplott, wissen Sie, weil meine Artikel unsre ganze bezahlte Spießbürgerkritik zu sprengen drohen — so bleibt mir eine Sortie — mein Revolver — für die Stunde, wo ich meine Wahl treffen zu müssen meine.“

„Sehen Sie, Schulteiß, ich habe den Siezbach da unten genau studiert. Besonders einen Punkt — einen tiefen, tochenden Wirbel, gerade unterhalb der großen Biegung, die der Wasserfall macht. Ich habe es versucht, Bretter und Holzstücke da hinein zu werfen. Jetzt beobachte ich die Holzbalken, die dort untertauchen. Sie gehen ihrer ganzen Länge nach unter und tauchen erst nach einer guten Minute wieder auf. Verstehen Sie meinen Gedankengang? So ein mildschweißes, wirbelndes, wie Champagner schäumendes Loch — man könnte so recht mit Wonne sein Dasein darin enden! Ich starre es an, und stets habe ich meine eigne Leiche vor Augen — den Gut, der den Fluß hinab treibt, und eine Minute später den Besitzer des Gutes, der hoch aufsteigt und leblos wie der Balken — weg, vorbei, fortgespült vom Strom des Lebens.“

Schulteiß legte geistesabwesend seine ganze präzise Zuborkommenheit in die Antworten, hörte und hörte doch nicht, ging dort umher, von seinen eignen Gedanken in Anspruch genommen.

Nicht länger als bis Ende dieser Woche, bis zu dem Tage, wo seine beiden Schüler, Arndt und Massi, in die Stadt reisen würden, um sich an den technischen Lehranstalten auszubilden, dann mußte er selber Elbfäß verlassen und alles das, wofür er diese vielen wunderlichen Jahre gelebt hatte.

Minka war halb erwachsen, als er dahin kam, und nun schickte sie sich draußen in der Welt zu ihrer Prinzessinnenfahrt an.

Er stand sinnend auf dem Fleck, wo diese Unterhaltung stattgefunden, wo ihr Fuß gestanden hatte; wie war er doch, ehe sie ganz erwachsen war, der Privilegierte gewesen, der halbe Stunden da stehen und sie schaukeln durfte. Er rief sich ihr frisches Lachen ins Gedächtnis, ihre jugendliche, leichte Gestalt, die Schuhe vor ihr her in der Luft schwebend, während er sich abarbeitete, so daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, und sie immer noch ein wenig höher schaukeln wollte, immer noch ein wenig höher.

Oben auf der Flur stand er, in Selbstvergeffen versunken, die Thür zum Saal nicht aus den Augen lassend, wartend — nun kam Minka; schein zog er sich zurück, wenn sich jemand näherte, oder blickte idiotisch auf.

Er lauschte, hörte ihren Tritt auf der Treppe.

Da war eine Stufe; wenn die zuweilen warnend ächzte und ein wenig knarrte, ihre Schritte waren so andersartig, ihr Wesen geistig andeutend, als die einer jeden andren Person. Und wenn ihre Gestalt beim Heraufsteigen der Treppe gleichsam das Licht ausschloß, das blendend durch das dem Flur gegenüber liegende Fenster drang . . .

Er konnte hinter dem Klavier sitzen, mit geschlossenen Augen, den Nacken gegen das Notenbord gelehnt, bis Berthea oder Massi kamen und spielen wollten. Dann fuhr er in die Höhe, als sei er in Eile oder habe etwas vergessen.

In sich selber zusammengerollt, versank er draußen auf der Treppe vor der Hausthür in Gedanken, richtete sich wieder mit einem leidenschaftliche spähenden Blick auf. Dies war sein geistiges Eigentum, sein Grund und Boden: die Bank, auf der sie in ihrer unsagbar verschiedenartigen und variablen Schönheit geessen, die Stufen, die sie betreten hatte.

Seine langen, dünnen, weißen Finger umklammerten das Geländer, als wolle er sich festhalten gegen irgend einen Strom, der ihn fortzuspülen drohe.

Nein; er ließ sich nicht weiter von dieser Treppe entfernen, als daß seine Hand sie wieder erreichen konnte, wenn sie einst heimkehrte.

Man hatte ihm eine Anstellung bei dem neuen Amtsrichter angeboten — ha, ha, ha! — er ließ sich nicht von den Verhältnissen fortführen. Er hatte seinen Plan schon längst gemacht, hatte sich eine kleine Schule für die heranwachsende Jugend auf dem Gehöft des Schulzen eingerichtet. Nur der Hain und der Laubenhügel und das kleine Ende Wegs über das Moor waren zu passieren, wenn er sie wieder sehen sollte.

Arndts Koffer stand oben auf seinem Zimmer und Massis auf dem ihren. Sie standen weit geöffnet da, und rings umher auf die Stühle wurde das neue Zeug gelegt, sobald es fertig genäht, gezeichnet und gebügelt war. Frau Ventes schwächliche Gestalt huschte leichtfüßig hinauf, bald mit einem Stapel gezeichneter Wäsche hierhin, bald mit einem Duzend Taschentücher dorthin. Das Geringste, was fertig wurde, war für sie ein Grund, hinauf zu eilen. Und selber legte sie alles hinein, selber packte sie alles.

Frau Vente war mit Leib und Seele bei den Vorbereitungen zur Abreise der Kinder. Sie plauderte mit Arndt und lauschte trotz ihrer Geschäftigkeit, während er sie die Treppe hinauf und hinab begleiten mußte, voller Interesse seinem enthusiastischen Bericht über die Eisenbahn, die über die Anden führte mit den entsetzlichen Steigungen — eine von vierzig und eine von dreißig — und mit Massi, „die Endres Geschwäh und Wortgefingel nicht mehr mit anhören konnte“, sprach eindringlich und vertraulich mit ihr, wie sie sich nun einmal verständlich zu machen wußte.

Und Schulteiß' Zeug mußte ja auch nachgesehen und in Ordnung gebracht werden. Es war heute Freitag, der letzte Nachmittag vor seinem Umzug.

Frau Vente war oben auf seinem Zimmer und lieferte ihm der Zahl nach die frisch gebügelte Wäsche zurück, deren richtigen Empfang er unter zahlreichen Dienern und Bücklingen bestätigte.

„Ja, das ist also das letzte Mal, daß ich für Ihre Wäsche sorge, Schulteiß,“ sagte Frau Vente.

„Verzeihen Sie, gestatten Sie mir, mich schweigend zu verhalten! Wenn ich nicht gleich auf der Stelle den richtigen Ausdruck für Ihre unergleichliche Güte zu finden vermag . . .“

Er sah schmerzlich bewegt zu ihr auf.

„Wenn man einen Teil seines Lebens in so enger Berührung mit einander verlebt hat wie wir, Schulteiß, die wir beide gegeben und empfangen haben, so wissen wir sehr wohl, daß wir beide zu danken haben.“

„Sie haben manch' eine Sorge mit mir geteilt, Schulteiß, in dieser langen Zeit,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „das werde ich sehr vermissen; manch' ein vertrauliches Wort —“

„Das ist ein Teil meiner armjeligen Freude gewesen, meine wirkliche,“ rief Schulteiß aus, mit seiner Erregung ringend.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das „billige Köln“ und sein Karneval.

Der Karneval, der mit den Fasten der römischen Kirche in engem Zusammenhange steht, hat sich nur noch in katholischen Ländern erhalten. Er ist so recht das Fest der Kleinbürgerlichen und Kleinbäuerlichen Masse, deren Führer und Erziehler danach trachten, ihr Gefolge vor dem freien Geiste der Zeit zu bewahren und in weiser Berechnung der menschlichen Bedürfnisse doch darauf Bedacht nehmen, ihren Schülern den Anteil an den Freuden dieses Lebens zu gewähren, nach denen auch der bescheidenste Mensch nun einmal verlangt. Es ist deshalb kein Wunder, wenn im katholischen Köln, wo das Kleinbürgerliche, geistig sehr bescheidene Element noch eine große Rolle spielt, der Karneval sich in bedeutendem Umfange erhalten hat. Dazu kommt, daß der Kölner als Bewohner einer alten Handelsstadt von jeher ein geschäftlich reger Kopf war, der seinen Vorteil auch an Kleinigkeiten zu wahren weiß; sein Händlergeist hat sich des Karnevals bemächtigt und ihn zu einem Geschäftsunternehmen umgestaltet, von dem zahlreiche Kreise ihren Nutzen ziehen. Gleich nach Weihnachten ändern die Schaufenster in den Geschäftstrassen ihr Gesicht; wo bisher Kinder- und Spielzeug und allerhand Geschenktücher auslag, da sind jetzt Karnevalstüme, Masken und sonstiges närrisches Gerät zu sehen, und ein Gang durch die Kölner Geschäftstrassen zwischen Neujahr und Fastnacht läßt erkennen, welche Rolle der Karneval für das wirtschaftliche Leben der rheinischen Metropole spielt.

Als hervorragende Interessenten des Karnevals kommen vor allen Dingen die Wirte, die Hotel- und Saalbesitzer, weiter die Bierbrauer und Weinfabrikanten in Betracht. Wer es nicht anders weiß, der glaubt, daß eine Karnevalsgesellschaft sich deshalb bildet, weil eine größere oder geringere Zahl lustiger Leute das Bedürfnis hat, den Karnevalshumor zu pflegen und sich und andre zu amüsieren. Unsinn! Eine Karnevalsgesellschaft bildet sich, weil ein Wirt seinen Saal verwerten, ein Bierbrauer oder ein Weinhändler sein Getränk verkaufen will. Ein Präsident ist für die Gesellschaft bald gefunden, denn die Tradition bringt es mit sich, daß in Köln unter drei Personen mindestens einer ist, der das Zeug und für gutes Geld — bezahlt sind diese Leute alle! — auch die Lust hat, die Leitung einer Karnevalsgesellschaft zu übernehmen; auch die übrigen Häupter, der „kleine Rat“, die als Lieferanten oder sonstige an dem Unternehmen beteiligt werden, sind bald gewonnen; für die Reklame sorgt die durch Inserate gespeiste Orts- und die Karnevalsgesellschaft ist fertig! Wer als Fremder die Sitzung einer dieser Gesellschaften besucht, der wird entzückt sein über dieses in ungemühtiger Freude versammelte Völkchen, das sich da ungezungen vereint, um im Sprudel rheinischen Humors die bestimmte Menschheit zu erweitern. Aber in Wirklichkeit ist nicht der Humor, sondern der Profit die Triebfeder, denn alles ist bezahlte Arbeit; vom Präsidenten bis zum Thürhüter, der Redner, der Liederdichter — jeder hat seinen Vertrag oder seinen Tarif in der Tasche, ist der barem Zahlung sicher, oder hat doch die Gewißheit, daß sich seine Mitwirkung am „herrlichen vaterstädtischen Feste“ in irgend einer Weise bezahlt macht.

Aber der Karneval hat noch andre Gönner: diejenigen, die die geistige Verjüngung, selbst wenn sie eine Verschlimmerung sittlicher Zustände herbeiführt, als Gegenwirkung gegen die Aufklärung und Selbstständigkeit der Massen zu schätzen wissen. Die städtischen und staatlichen Behörden wie die bürgerlichen politischen Parteien in Köln pflegen den Karneval aufs das sorgsamste. Der Oberbürgermeister erscheint mit Beigeordneten und Stadtvätern in den Sitzungen der großen Gesellschaften, er lacht, scherzt und schunkelt mit seinen närrischen Kölnern um die Wette, denn er weiß: bellende Hunde und lachende Narren beißen nicht. Auch die Offiziere nehmen an den Sitzungen teil, manchmal erscheint auch ein Prinzlein mit einer Suite feudaler Vorurtheile aus Bonn — und dann entwickelt sich unter den „freien deutschen Männern“ am „freien deutschen Rhein“ eine Liebedienerei und Winkerei, deren sich der verächtlichste Byzantiner schämen würde. Die Zeiten sind vorbei, wo in den Sitzungen der Karnevalsgesellschaften auch die politische Satire blühte; das Bürgertum ist patriotisch bis auf die Knochen, sein „Witz“ ergeht sich in Zweideutigkeiten, und wo das öffentliche Gebiet betreten wird, geschieht das mit allem Respekt, der den fast stets anwesenden Gassen von Rang und Stand zukommt. Köln, das in Preußen liegt, unterscheidet sich dadurch wesentlich von Mainz, wo man in den Sitzungen der Gesellschaften wenigstens noch ein mannhaft wichtiges Wort zu hören bekommt, während die Kölner Gesellschaften nichts sind, als närrische Kriegervereine.

Die Mitte des Kölner Karnevals, der Rosenmontagszug, ist ein Ausstattungsstück, das immer prächtiger hergerichtet wird, weil immer mehr Leute daran verdienen wollen, das dafür auch immer mehr an Witz einbüßt, denn am Witz ist nichts zu verdienen. Die lange Reihe von Wagen giebt sich als eine Sammlung riesenhaft ausgestatteter, möglichst alberner Rebusse, zu deren Verständnis ein umfangreiches Vorstudium gehört, das sich aber auf keinen Fall lohnt. Die großen Maskenfeste in den Hauptgassen der Stadt, namentlich im alten Gürzenich, haben gewiß ihren Reiz. In dem übermühtigen, bunten Treiben, das den alten Bau bis in seine verloxensten Ecken füllt, kann man sich schon einige Stunden wohl sein lassen; aber in vorgeführter Stunde, wenn die Karnevalsbeste entfesselt ist, dann wendet sich der anständige Gast mit Grausen! Die

Bilder, die sich dann zeigen, würden Herren Noeren, wenn er sie in Berlin sähe, sehr verwertbares Material zur Kennzeichnung des sittlichen Niederganges liefern.

Wer sich an dem dreitägigen Maskentreiben auf der Straße und in den Wirtschaften betheiligen will, der bewaffne sich zunächst mit viel Geld, um den Beuteichneidereien der Kölner Wirte gewachsen zu sein; dann mit verdoppeltem Trommelfell, um den höllischen Lärm von hunderttausend Musik- und sonstigen Marterinstrumenten zu ertragen; weiter mit einer Lunge, die das Jehnsache des gewöhnlichen Staubes, Dunstes und Schweißes aushält, und endlich mit einer Langmut, die die ärgsten Judringlichkeiten und Roheiten zufrieden hinnimmt, wofür er allerdings die Gemüthsruhe hat, solche ebenfalls ausüben zu können, wofür er Freude daran hat.

Ohne Zweifel kann man am Kölner Karneval Gefallen finden, man muß nur bescheiden in seinen Ansprüchen und geduldig im Ertragen von allerhand Albernheiten und Widrigkeiten sein. Vor allen Dingen darf man, wenn man sich in den Strudel hineinstürzt, nicht darüber nachdenken, was danach kommt. Den Karneval muß man als Narr unter Narren, nicht aber als sozialer Sittenforscher genießen, sonst dürfte man Grausen empfinden vor seinen Nachwirkungen, von denen das Leihhaus, das Hospital und der Gerichtssaal, im weiteren dann der beschämend niedrige Stand des politischen und geistigen Lebens in der rheinischen Hauptstadt Zeugnis ablegen.

Man hat vor Jahren mal darüber gestritten, wann ein neues Jahrhundert anfängt. Die Lösung dieser Frage ist ein Kinderpiel gegenüber der Frage: wann in Köln der Karneval anfängt. Der Kölner redet von einem Fastnachtsontag, Fastnachtsmontag und Fastnachtsdienstag; diese drei Tage bezeichnen den Höhepunkt und zugleich den Abschluß des Karnevals; sie sind freigegeben für die öffentlichen Maskeraden und Umzüge. Aber schon am Donnerstag vor dem Fastnachtsontag beginnt mit der sogenannten Weiberfastnacht in den Wirtschaften und Straßen das Karnevalstreiben, allerdings noch ohne Masken, und Sonnabendabend ist Köln schon mitten drin im vollen Karnevalsrummel; dazu kommt, daß der Aschermittwoch noch als Nachfeier ausgenutzt wird, so daß also der eigentliche Karneval sich über eine volle Woche erstreckt. Aber das ist nicht der ganze Karneval. Mit dem ersten Tage des neuen Jahres beginnen die zahlreichen Gesellschaften ihre Sitzungen, beginnen die Maskenbälle und sonstigen karnevalistischen Veranstaltungen, und wenn man bedenkt, daß alles das seine Vorbereitungen und Nachwirkungen mit sich bringt, so begreift man die traurige Thatsache, daß in Köln für viele Leute der Karneval überhaupt nicht aufhört, daß der richtige Kölner im Rater des verflochtenen Karnevals bereits wieder an den nächsten denkt. Sei dem nun wie es wolle: es steht fest, daß die sieben- bis zehnwöchige Karnevalsperiode ihren Einfluß weit über ihre eigentliche Dauer erstreckt; den Tiefstand des politischen und geistigen Lebens in Köln darf man zum guten Teil getrost auf das Konto des Karnevals setzen.

Herr Noeren forschet mit den Seinen unterdes nach anstößigen Bildern und Schriften; er würde es auch schon von den ultramontanen Wirten und Krämeren zu hören kriegen, wenn er es wagte, ihnen den einträglichen Karneval zu stören. Und dann macht die mit der Schweinerei ja ganz verträgliche Frömmigkeit ja vieles wieder gut. Wandert man in Köln während der Tage zwischen Neujahr und Fastnacht früh morgens durch die Straßen der Stadt, dann sieht man übernächliche Gestalten männlichen und weiblichen Geschlechts, in phantastische Gewänder gehüllt, vom Balle nach Hause wandern, während zur selben Stunde die Gloden zur Messe rufen und gläubige Seelen zur Kirche wallen — und nach Aschermittwoch wandeln auch die Kinder der Welt wieder den Weg der Gerechten. Die christliche Frömmigkeit hat sich zu allen Zeiten und an allen Orten mit der Narrheit und dem Leichtsinne vertragen. — em.

Kleines feuilleton.

io. Rauchschaden und Rauchverwendung. Die Einsicht, daß die ungenügende Verbrennung der Kohle, wie sie in allen Verhältnissen, von der Heizung in unseren Wohnzimmern an bis zu der unter den Dampfesseln in Fabriken, geschieht, nicht nur eine höchst unangenehme Verunreinigung der Luft herbeiführt, sondern auch eine große Verschwendung an Brennstoff bedeutet, hat zu unzähligen Erfindungen Anlaß gegeben. Die Rauchverzerung, von der gewöhnlich in diesem Zusammenhang gesprochen wird, ist aber noch immer nicht in tadelloser Vollendung erreicht worden, so daß die Unterdrückung des Rauchschadens selbst in den Großstädten, wo man am stärksten darauf hinzuwirken versucht hat, noch immer eine unvollkommene geblieben ist. John Primrose hat neulich in Glasgow diese Frage besprochen und eine wichtige Mitteilung über ein neues Verfahren zur Erzielung einer vollständigen Verbrennung der Kohle gemacht. Primrose hatte in seinen Fabriken viele der früheren Erfindungen versucht, um dem Rauchschaden Einhalt zu thun. In letzter Zeit machte er die Probe mit einem Ofen, der nicht nur die Rauchentwicklung zu verhüten scheint, sondern auch eine ganz erhebliche größere Ausnutzung des Brennmaterials gestattet. Von der Erfindung selbst sagte Primrose nur soviel, daß die Verbrennung in einer von einem Wassermantel umgebenen Kammer, abgefordert vom Kessel, vorgezogen wird und daß nur

die gästigen Verbrennungserzeugnisse auf die Fläche des Kessels wirken. Nach dem neuen Verfahren würde ein Schiff weniger als die Hälfte des bisherigen Raumes für die Dampfessel brauchen, um die gleiche Kraft zu entwickeln, und das Gewicht der Heizanlage würde sich ebenfalls um mehr als die Hälfte verringern. Luft und Brennstoff werden gleichzeitig zugeführt, und aus dem Ofen kommen keine unverbrennten Gase ins Freie, also im besonderen auch kein Rauch und keine Kohlenäure aus dem Schornstein. Für die Dampfschiffe würde es noch besonders wichtig sein, wenn, wie verlautet, das Verfahren gestattet, auch Brennstoffe von geringerem Heizwerte zu benutzen. —

Theater.

Neues Theater. „Schwester Beatrig“. Eine Legende in drei Akten von Maurice Maeterlinck. „Der Schlächtenlenker“. Komödie in einem Aufzuge von Bernhard Shaw. — Eine so lebendige Empfindung des Katholicismus und der Macht seines primitiven Wunderglaubens, wie bei der Aufführung dieser von Maeterlinck dramatisierten Legende, habe ich nie früher empfunden. Es lag nahe, daß der Dichter der „Blinden“, des „Eindringling“, all der seltsamen von bekannem, unbestimmtem Bange erzählenden Märchen spiele seine Kunst auch an einer solchen Aufgabe versuchen würde. Die Wunder jener Märchen und die Glaubenswunder, das Bange vor gespenstigen, der menschlichen Erkenntnis verschleierte Mächten, und das brünstig-mythische Erlösungsbedürfnis sind durch enge Beziehungen im Gefühle verbunden. Die Form aber, in der Maeterlinck dies Verwandte zu suggestiver Wirkung bringen konnte, war in jenen früheren Dramen vorgebildet: Wiedergabe der Seelenzustände in ihrer einfachsten, elementarischen Erscheinung, unter Ausschaltung jeder vom Kern der Stimmung ins Weite ableitenden Motivierung und Reflexion, Konzentration der ganzen Kraft darauf, durch den die primitiven feelischen Aeußerungen hervorrufenden Vorgang gleichgestimmter Phantasieerregungen den möglichst starken, sympathetischen Gefühls-eindruck im Zuschauer zu erzeugen. Ohr und Auge soll da gleichmäßig in den Damm hineingezogen werden. — Das ist Maeterlinck, durch die ausgezeichnete Aufführung des Neuen Theaters unterstützt, in dem großen zweiten Akte der „Legende“ wirklich gelungen. Die andern beiden Aufzüge, insbesondere der letzte, bleiben freilich weit dahinter zurück.

Die von Marschall komponierte Musik umrahmte stimmungsvoll das Drama. Wie der Vorhang aufgeht, sieht man ein Kloster-gewölbe, matt vom Ampelschein erhellt. Auf einem Postament steht lebensgroß, in weißem Kleid, die Hände vor der Brust zum Gebet erhoben, kunstvoll aus Holz geschnitten, ein Bild der Mutter Gottes. Schwester Beatrig, die Hüterin des Bildes, in den Zügen ihm ähnlich, kniet zum letztenmal davor. Ihre Nonnenkleider streift sie ab und legt sie, Verzeihung bittend für ihr Thun, der Jungfrau zu Füßen. Sie harrt des schönen Fringes, dem sie Liebe versprochen. Angstvoll umklammert sie das Standbild — ein Zeichen, daß Maria ihr zürne und sie will von dem Manne lassen. Doch das hölzerne Antlitz bleibt starr. Da flieht sie im grauen Morgen mit dem Königssohn in die fremde Welt.

Musik füllt die Pausen. Dann dieselbe Scene. Die Mutter Gottes schlägt die Augen auf, die weiße Hülle fällt von ihren Schultern und in strahlendem Sternengewand steigt sie herab, das Werk der Schwester, der geliebten Hüterin, zu verrichten. Beatrig' Mantel um die Schulter werfend, empfängt sie die Krüppel und Armen und spendet ihnen mit mildem, feierlichen Spruche von den Klostergaben. Jeder Ton, jede Bewegung in Agnes Sormas Spiel war hier vollkommen, jede Scene von höchstem malerischen Reiz. Das Gesumme des Volkes, und der hellstimmige Nonnengesang von dranhin hereintrübend, erhöhten eigenartig noch den tiefen Eindruck. Die Oberin mit dem Gefolge der schwarzgekleideten Klosterschwestern naht. Beatrig hat nicht, wie es ihre Pflicht war, zur Mette geläutet und soll es nun mit schwerer Strafe büßen. Schweigend hört die Mutter Gottes, in Beatrig' Gewand, die harten Reden an. Da fällt der Blick der Nonnen auf das leere Postament des Marienbildes, in wildem Wehgeschrei umkreisen sie wie ein Schwarm auf-geschreckter schwarzer Vögel die Stätte. Die Hüterin des Bildes soll Auskunft geben, wie der Kirchenraub geschah, und drohend, Geißeln in den Händen, führen die Schwestern die immer schweigende Heilige hinaus. Die Bühne bleibt für einige Augenblicke leer, dann plötzlich, immer lauter, immer triumphierender anschwellend, erklingen die Gloden. In verzückter Ekstase, Blüthenzweige schwingend, die vom Himmel fielen, stürzen die Nonnen herbei und vom Gewölb ergießt sich dufender Rosenregen. Die Mutter Gottes hat ihre Schuld und die Unschuld der Schwester Beatrig durch ein Wunder bezeugt. In dem Hymnus dieses gläubigen Begeisterungstaumels kulminiert die Macht der Dichtung wie der Darstellung.

Der Schluß, in seiner breiten Ausspannung der Sterbescene, wirkte matt auf dem Theater. Fünfundzwanzig Jahre hat die Jungfrau Maria als Beatrig in dem Kreis der Nonnen gelebt. Als aber die Zeit erfüllt ist, als die einst Enflohene, gebrochen durch ein Leben der Schmach und Sünde reuig zurückkehrt, verwandelt sich die Mutter Gottes wieder in das alte Bild. Beatrig beichtet ihre Schuldenlast den Schwestern, doch keine glaubt ihr, und die Erinnerung der Sünden fällt in dem Augenblick des Todes, ausgelöscht durch das, was die Gnade der Jungfrau für sie gethan hat, wie ein wirrer Traum von ihrer armen Seele.

Frau Sorma, wunderbar als Mutter Gottes, befaß als Beatrig in dem letzten Akt wohl nicht mehr das gleiche Maß der Kraft. Aber der Abend war darum nicht weniger der glänzendste Triumph für sie. Wieder und wieder wurde sie gerufen. Das Stück selbst fand nur in seinem großen zweiten Akt starken und auch nicht unwidersprochenen Beifall.

Der Schaw'sche Einakter „Der Schlächtenlenker“, der dem Maeterlinck'schen Mytherium voranging, ist eine flüchtig hingeworfene, nicht recht theatertwirksame Plauderei, die mit der sprühend-geistreichen Komödiantenlust, die Shaw in seinen „Geldern“ beweist, nur wenig gemein hat. Vielleicht, daß die verwickelten Intriquen und enormen Unwahrscheinlichkeiten, mit denen Shaw hier arbeitet, als Periffage auf die konventionelle Theatermacher gemeint sind. Aber das tritt nicht deutlich hervor. Sehr lustig ist an manchen Stellen die burleske Verpötlung Bonaparteschen Heldenpathos, doch verzettelt sich die Wirkung, es kommt zu keiner schlagkräftig das Ganze zusammenfassenden Schlussscene. Bonapartes List wird durch die Listen einer ebenso koketten wie entschlossenen Dame, die aus Freundschaft einen seine Frau kompromittierenden Brief abgefangen hat und das Schreiben vernichten will, am Ende übertrumpft. Mit dem Ausblick auf eine neue kleine Liebesepode in dem Leben des „Schlächtenlenkers“ schließt das Stückchen. Die Darstellung war auch hier vorzüglich. Frau Sorma spielte virtuos die abenteuerliche Damenrolle, den Bonaparte gab Reinhardt. — dt.

Humoristisches.

— Aus der Schule. Ein Münchener Lehrer teilt den „Münchener Neuesten Nachrichten“ nachstehende Entschuldigungen für erkrankte Schüler mit. Eine sehr energische Dame von der Schwantzhöhe schreibt kurz und bündig: „Im Wert liegt er, wenns brauchs, holzn enkl! (euch!)“ Eine besorgte Mutter schickt folgende Anfrage: „Geht der Schallach vor oder d' Schul?“ Eine andre Dame schreibt: „Ich verstehe so viel wie Dögder i sag Distrie hat der Krizl und recht hab i!“ Der Vater eines Mädchens entschuldigt durch folgendes Schreiben: „So viel kumtens als Lehrer scho lenna das mein Benzerl seid der Schul Conbussionen zum Kopf hat und so oft die Farb wechselt. Meinens a Arbeiter is koa Mensch? Heunt san ma in der Polinif (Poliklinik), damit Bunktum.“ Wieder ein anderer schreibt: „Den Hausmeister von der Schul verbit ich mir in meiner Wohnung. Wenn Sie Zahntwäh so viel haben täten, bleibertens auch dabeim.“ Auf einem andern Standpunkt steht der Vater eines Auskneifers. Er schreibt: „Bis vor das Schulhaus hab ich den Magl q'lagt, wenn er dann wieder hüten naus is, kann ich mir dafür. Morgen bring' ich den Pazi in Ihre Hand und das weitere besorgen Sie dann selber. Meine Einwilligung haben Sie heut schon, net daß meinen, mir wären solchene.“ Eine zärtliche Mutter schreibt weiter: „Für was sind Sie der Herr Lehrer, wenn Sie den Knaben hauen statt mit Güte und Liebe behandeln. Wenn er wieder mit Klagen zu mir heim kommt, so reden wir ein Wort bei Gericht mit einand.“ Den Vogel schießt jedoch eine andre Frau mit folgender Zuschrift ab: „Kopf weh, sagt er, und Faulheit ist es! Ueberlegen sag i und richtig salzen — gesund ist er. Von mir hat er bereits die erste Aufslag.“

Notizen.

— Die nächste Novität des „Neuen Theaters“ ist die „Medea“ des Euripides, in der Uebersetzung von Wilamowitz-Möllendorf. Dann kommt anfangs März „Königsrecht“, ein Schauspiel des Holländers Paag, zur Aufführung. —

— Die Münchener Seceßion hat den Deutschen Künstlerbund eingeladen, seine erste Ausstellung in diesem Sommer im Ausstellungsgebäude der Seceßion zu veranstalten. —

— Die Berliner Seceßion wird in diesem Frühjahr (noch im alten Gebäude) ihre 9. Ausstellung veranstalten; zur Ausstellung gelangen Werke der Delmalerei und Bildhauerei. Die Eröffnung findet am 30. April, der Schluß am 15. September statt. —

— In Stuttgart hat sich ein Verein „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde“ gebildet, der sich die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in allen Volksschichten zur Aufgabe gestellt hat. Dies soll durch ein „naturwissenschaftliches Litteraturblatt“ („Kosmos“) und durch Veröffentlichung naturwissenschaftlicher Werke geschehen. —

o. Fischbein steigt seit einigen Jahren ständig im Preise. Der Rekord wurde vor kurzem in Dundee erreicht, wo die Tonne zu 80 000 M. verkauft wurde. Diese ständig zunehmende Knappheit des Fischbeins erklärt sich daraus, daß die Grönlandwale, die es liefern, wie der amerikanische Wüffel gejagt wurden, bis ihre tatsächliche Ausrottung nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien. Das Fischbein wird nur von den Oberliefern dieser Seeungeheuer geliefert, die Grönlandwale liefern je 1600 bis 1800 Pfund, während ein alter männlicher Wal manchmal bis zu 3000 Pfund liefert. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. Februar.